



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue historische Schriften.

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. 1. Band. Bis zur Schlacht von Pydna. Leipzig, Weidmann. —

Das vorliegende Werk gehört zu einer größeren Sammlung Schriften, die sich auf die verschiedenen Disciplinen der Alterthumswissenschaft beziehen, und auf die wir uns vorbehalten noch einmal zurückzukommen. Hier nur eine Bemerkung, die das Aeußerliche betrifft. Die Weidmannsche Buchhandlung hat für die Ausarbeitung desselben eine Reihe ausgezeichnete Gelehrten gewonnen, sie hat es aber zugleich so einzurichten gewußt, daß eine ganz ungewöhnliche Verbreitung in allen Kreisen des Volks möglich gemacht wird. Die Wohlfeilheit des Preises ist in der wissenschaftlichen Literatur dieser Art noch nicht vorgekommen: der Bogen sehr engen Drucks kostet einen Groschen, der gegenwärtige Band, der 644 Seiten enthält, also 1 Thlr. 10 Ngr. Von der gleichzeitigen römischen Geschichte von Peter, auf die wir später eingehen, kostet der erste Band, der 616 Seiten enthält, 2 Thlr. 25 Ngr., der zweite von 575 Seiten 2 Thlr. 20 Ngr. Dieser Unterschied des Preises würde nicht in Betracht kommen, wenn es sich um eine Reihe leicht gearbeiteter Compendien handelte, aber er ist von außerordentlicher Wichtigkeit, da wir nur Forschungen vom ersten Range zu erwarten haben. Zwar können wir vorläufig nur über den Band, der uns gegenwärtig vorliegt, urtheilen, allein der Name der übrigen Mitarbeiter bürgt uns dafür, daß die ganze Sammlung in ähnlichem Geist aufgefaßt worden ist.

Wir haben bereits vor einiger Zeit eine kleine Abhandlung von Mommsen über die Schweiz während der Römerzeit angezeigt und auf das glänzende Darstellungstalent aufmerksam gemacht, das sich darin neben einer selbst für Deutsche ungewöhnlichen Gelehrsamkeit aussprach. Von der römischen Geschichte glauben wir, daß sie sich als ein epochemachendes Werk herausstellen wird. Sie zieht die letzten Resultate einer Arbeit, an der unsre größten Gelehrten sich seit länger als einem Menschenalter abgemüht haben; und da die Bear-

beitung der römischen Geschichte für uns Deutsche zugleich dasjenige Studium gewesen ist, an dem wir unsren historischen Sinn und unsre historische Darstellung überhaupt geübt, an dem wir gelernt haben, wie man forschen und wie man Geschichte schreiben soll, so scheint es uns nicht unzweckmäßig, einen flüchtigen Blick auf den Gang dieser Forschung im allgemeinen zu werfen.

Die Ueberlieferungen der römischen Geschichte schreiben sich aus einer Zeit her, die einen rhetorischen, oder, wenn wir die Schiller'sche Terminologie beibehalten wollen, einen sentimentalischen Charakter an sich trug. Unsre Quellen waren hauptsächlich Livius und Plutarch, und was uns an ihnen vorzugsweise interessirte, die Anekdoten von dem Geist des Volks, die freilich einen symbolischen und typischen Charakter hatten, aber keineswegs die Unbefangenheit von rein und unverfälscht überlieferten Mythen, die vielmehr sämmtlich durch die Rhetorik eines spätern Zeitalters ausgeschmückt waren. Die Geschichten von Regulus, von Coriolan, von Fabricius, von Brutus, von Cincinatus u. s. w. wußten wir auswendig, ehe noch irgend jemand unter uns auf den Unterschied mythischer und historischer Ueberlieferung seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Aus diesen zum Theil ganz werthlosen Charakterzügen setzten wir uns ein Bild des römischen Lebens zusammen, welches in unsren Schulen als Ideal aufgestellt wurde, und von dem man auch gar keinen Anstand nahm, Wünsche und Forderungen für das gegenwärtige Staatsleben herzuleiten.

Nun trat jene Reaction in unsrer deutschen Bildung ein, welche die Kunst, die Philosophie und die Wissenschaft gleichmäßig berührte und aus einem freieren Studium des griechischen Lebens und der griechischen Kunst hervorging. Wenn sich die sogenannte Humanitätsbildung mit ihrem neugewonnenen griechischen Ideal wieder zur Betrachtung der römischen Geschichte zurückwandte, so traten ihr zunächst jene wohlbekanntenen mythischen Anekdoten entgegen, die sie aber nun in einem ganz andern Lichte auffaßte als früher. Denn der Grundzug, der sich in ihnen allen ausspricht, die Verleugnung des allgemeinen sittlichen Instincts zu Gunsten einer Abstraction des Verstandes mußte in einer Zeit, wo man die Individualität, den Instinct und die sogenannte Natur auf den Altar hob, als eine Versündigung am heiligen Geist der Menschheit jedes fühlende Herz beleidigen. Diese Stimmung gegen das römische Wesen ist der Grundton der sogenannten philosophischen Geschichtschreiber. Am lautesten wurde er zuerst von Herder in seinen „Ideen“ angeschlagen, der in der ganzen römischen Geschichte einen sündhaften Abfall von der Natur sah; und der in seinem Haß gegen Rom soweit ging, daß er einmal das Schicksal auf das lebhafteste anklagte, weil es nicht dem edlen Hannibal und dem edlen Volk der Punier den Sieg über dieses Volk von Fanatikern und Barbaren verliehen habe. — Von den übrigen Versuchen, über die Geschichte zu philosophiren, hat sich mit Recht nur der Hegel'sche im Gedächtniß der Menschen erhalten.

Hegel unterschied sich von Herder zunächst durch eine tiefere historische Kenntniß, sodann aber, was noch wichtiger ist, und was mit jenem ersten keineswegs immer zusammenfällt, durch einen tieferen historischen Sinn. Er hatte eine warme und festgegründete Ehrfurcht vor aller geschichtlichen Kraftentwicklung, und war sehr liberal gegen alle Formen, in denen dieselbe sich äußerte. Es konnte ihm daher nicht einfallen, die gewaltigste Erscheinung der Geschichte, wenn man das Christenthum ausnimmt, als einen sinnlosen Abfall von den regelmäßigen Tendenzen der Weltgeschichte zu verurtheilen. Er stellt in großen und unauslöschlichen Zügen die Mängel der griechischen und orientalischen Bildung, an der auch sein Herz am lebhaftesten hängt, zusammen, und zeigt, wie sie durch den mächtigen, aber einseitigen Gedanken des Römerthums gleichsam ausgerissen werden mußte, um für die Nachwelt aufbewahrt zu bleiben. Allein so bewunderungswürdig seine Construction des Gegensatzes ist, so läßt sich nicht leugnen, daß er bei seiner Beurtheilung des Römerthums dennoch sehr einseitig verfuhr, daß ihm im Grunde noch immer jene Mythen vor-schwebten, in denen nur die eine Seite des Römerthums, nur die Macht der Abstraction, des Entschlusses, des consequent auf einen Zweck gerichteten Willens verherrlicht wurde, in denen aber der großartige Naturproceß der römischen Geschichte keine Stelle fand.

Als man nun in Deutschland der Speculation und des gegenstandlosen, schattenhaften Kunsttreibens müde wurde, trat im Gegensatz zur philosophischen Geschichtschreibung die sogenannte historische Schule hervor, die ihr Studium zunächst wiederum auf die römische Geschichte wandte. Die Zeit, in welcher die philosophische Schule sich bildete, litt daran, daß ihr der ästhetische Maßstab über alle anderen ging. In der neuen Schule wurde daher zunächst dieses ästhetische Ideal, diese Heiligung des schönen individuellen Lebens über Bord geworfen. Savigny und Niebuhr, die beiden großen Namen, an welche die historische Schule sich knüpft, gingen vorzugsweise von der juristischen und staatswirthschaftlichen Bildung aus, obgleich auch ihre philologische Gelehrsamkeit bei weitem das gewöhnliche Maß überstieg. Sie richteten die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, über den man bisher mit dem größten Leichtsinne hinweggegangen war, daß es nämlich allen Analogien der Geschichte und allen Begriffen eines Causalnexus widersprach, sich ein vollkommenes, durch und durch consequentes und dem concreten Leben aller Zeiten entsprechendes Rechtssystem in einem Volk entstanden zu denken, welches ohne alle sittliche Traditionen aus einer Sammlung von Uebelthätern aller möglichen Stämme hervorgegangen sein sollte. Dieser sittliche Grundgedanke ist es, was Niebuhrs historische Kritik von den frühern Zweifeln an der Echtheit der römischen Ueberlieferung unterschied. Nicht die einzelnen Widersprüche in den Thatsachen, mit denen mancher auch in der christlichen Geschichte eine ganz unglaubliche Klein-

krämerei getrieben hat, waren es, was seiner Forschung die Richtung gab, sondern der große Widerspruch zwischen der Natur der Dinge und dem Inhalt der Ueberlieferung. Es ist hier nicht der Ort, auf die wichtigen und unvergänglichen Schätze hinzudeuten, die dieser große Denker und Gelehrte durch seine gewaltige Umwühlung des historischen Bodens ans Licht gefördert hat, wir wollen nur auf einige Mängel hindeuten, die wol innerhalb der historischen Schule selbst nicht mehr bestritten werden. Einerseits dehnte er das Gesetz der historischen Analogie zu weit aus, und ließ sich dadurch zuweilen in der unbefangenen Betrachtung des individuellen Falls verwirren, wie unter andern seine Fiction eines römischen Nationalepos beweist. Sodann stellte er nicht scharf genug die für alle Wissenschaft unentbehrliche Scheidelinie fest zwischen dem, was er mit Gewißheit erkannt hatte, und dem, was er vermuthete, wie unter vielem andern der beständige Wechsel in seiner Auslegung der Luceres zeigt. Endlich ließ er sich durch die Tiefe seiner eignen sprachlichen und juristischen Detailforschungen zuweilen dazu verleiten, die Mittel mit dem Zweck zu verwechseln, und den „Schnitzeln der Menschheit“ eine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie nicht verdienten. Aber durch eins hat er der ganzen folgenden Geschichtschreibung einen unvergänglichen Impuls gegeben, daß er nämlich die Gelehrten daran gewöhnte, nicht bei allgemeinen rhetorischen Phrasen stehen zu bleiben, sondern sich die Ereignisse concret und im Detail vorzustellen; er hat in das wirkliche Leben der Geschichte, in das Naturgesetz ihrer Erscheinung einen tiefen Blick gethan, der uns nicht mehr verloren gehen kann.

Es ist ganz falsch, wenn man den Unterschied zwischen philosophischer und historischer Auffassung noch jetzt festhalten will, wie er denn überhaupt im abstractesten Sinne bei wirklich bedeutenden Männern nie stattgefunden hat. Hegel bewies in seiner Auffassung der Thatsachen einen tiefen und umfassenden historischen Blick, und Niebuhr bei seinen Constructionen eine ungewöhnliche philosophische Anlage. Wir müssen die Methode der Forschung von dem Geist der Darstellung unterscheiden. Heute wird es wol keinen Gebildeten mehr geben, der jene einfältige Idee von einer Construction der Geschichte a priori, d. h. von einem Raisonnement über Thatsachen ohne Kenntniß dieser Thatsachen auszusprechen wagte. So wenig es in der Mathematik für die Könige, so wenig gibt es in der Geschichte für die Philosophen einen besondern Weg. In der Erforschung der Thatsachen werden die philosophischen Kategorien nicht in Anwendung kommen dürfen, aber freilich wird ebensowenig der früher beliebte Weg, die bloß philologische Methode, genügen können. Man wird in der Geschichte nur dasjenige für werthvoll halten, was sinnlich vorstellbar ist, und was uns eine wesentliche Seite des menschlichen Geistes aufschließt. Ob man nun die Fähigkeit, die geschichtlichen Bilder in großen und richtigen Perspectiven zu umfassen, philosophisch oder historisch nennt, darauf kommt im Grunde nicht

viel an, wenn man nur zugestehet, daß ohne sie alle historische Gelehrsamkeit leere Spreu ist, die im Reich des Geistes ebensowenig Werth hat, als was der gute Famulus Wagner auswendig gelernt.

Wir wollen diesen Punkt benutzen, um an ihn unsren eigentlichen Gegenstand wieder anzuknüpfen. Herr Mommsen rechnet sich selbst zur historischen Schule und läßt gelegentlich merken, daß er vor der Philosophie keinen großen Respect hat. Trotzdem ist seine ganze Geschichte eine fortlaufende, wenn auch indirecte Polemik gegen Niebuhr, und eine der glänzendsten Partien seines Buchs, der Vergleich zwischen dem griechischen und römischen Wesen, so selbstständig er sie aus eignen Forschungen herausgearbeitet hat, kommt doch in seinen Grundzügen auf das heraus, was wir bereits bei Hegel finden; ja wir betrachten es als eine liebenswürdige Ironie des Schicksals, daß es ihm ein paar Mal begegnet, in der Construction a priori zu weit zu gehen, wenn er z. B. um des Gegensatzes willen den Italienern den rechten Sinn für Melodie abspricht: eine Sünde, die ihm die Musen vergeben mögen.

Wenn wir vor dem Eingehen ins Einzelne die Vorzüge seines Werks im allgemeinen hervorheben wollen, so fällt uns nur die Auswahl schwer. Wir wollen uns auf einige beschränken. Zunächst fühlt man trotz der Abwesenheit alles gelehrten Apparats die große Gelehrsamkeit in allen Detailstudien heraus, die uns das Gefühl der Sicherheit gibt, auch wo uns einmal eine gewagte Behauptung begegnet. Herr Mommsen ist seinem Fache nach Jurist, er hat aber zugleich durch seine Forschungen in der Münzkunde und in der Epigraphik, durch seine große Kenntniß der Philologie, sowie durch seine geographischen Studien während eines längern Aufenthaltes in Italien jene festen Grundlagen gelegt, auf denen allein ein solides Gebäude der Wissenschaft sich aufbauen kann. Dieses wird selbst dem Laien bei einzelnen Bemerkungen eindringlich werden, in denen diese Detailstudien in Anwendung kommen, und die trotz ihrer Kürze einen überraschenden und glänzenden Eindruck der Evidenz machen. Dieser Vorzug erhält aber seinen vollständigen Werth durch die Entschiedenheit, mit der alle Forschungen über das zurückgewiesen werden, was weder wißbar noch wissenschaftlich ist. Seine Studien haben sich nach allen Seiten hin erstreckt, denn um unter den Thatsachen richtig zu wählen, muß man sie alle kennen; seine Darstellung aber bezieht sich nur auf diejenigen, die uns das wirkliche Leben versinnlichen und die daher werth sind, aufbewahrt zu bleiben. — Der zweite Vorzug ist die überall durchleuchtende politische Bildung, die ebenso umfassend und aufgeklärt, als sittlich stark ist, die in jedem Zeitalter, wo irgend starke historische Leidenschaften hervortreten, Gegenwart sieht, und die daher nicht bloß den Verstand, sondern das Gemüth des Lesers mächtig ergreift. Der Grundzug seiner politischen Anschauungen ist Haß gegen alle Phrasen und Abstractionen. Dieser Haß, der sich ebensosehr gegen den

souveränen Unverstand der Demokratie, als gegen die nichtige Wichtigthuerei höflicher und aristokratischer Kreise auflehnt, tritt zuweilen in einer Stärke auf, die manchem mit der Idee historischer Objectivität zu streiten scheinen wird. Sie hat aber stets einen edlen sittlichen Grund und leidet nur zuweilen an einer gewissen Unruhe und Paradoxie des Ausdrucks. Dazu rechnen wir z. B. die zu große Ausdehnung in der Polemik gegen die sogenannte Gefühlspolitik. Der Verfasser hebt es mehrmals mit großer Schärfe hervor, daß der Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern heim sucht, nicht der Gott der Geschichte sei: und in dem Sinne, in dem das hier gesagt wird, ist es auch richtig. Aber solche Sätze können leicht mißverstanden werden, und wer dazu befähigt und berufen ist, das Volk aufzuklären, muß sich vor allen Dingen davor hüten, den sophistischen Vertretern des Unrechts neue Handhaben zu geben. Je höher in den verschiedensten Perioden die Bildung, je leichter fühlt man sich versucht, individuelle Wahrheiten zu verallgemeinern. So macht z. B. einmal Herr Mommsen die Bemerkung, die gleichmäßige Urtheilslosigkeit des Haufens müßte den belehren, der an den Fortschritt der Menschheit glaubt. Er vergißt aber dabei, daß der Haufe gewiß der ungeeignetste Träger des Fortschritts ist. Wir machen auf diesen Umstand nur darum aufmerksam, weil manche Leser durch vereinzelte aber recht handgreifliche Paradoxien am meisten angeregt werden: es sind hier eben nur vereinzelte Paradoxien, die auf den ganzen Gang nicht den geringsten Einfluß ausüben. — Endlich bezeichnen wir als ein Hauptverdienst des Buchs das glänzende plastische Talent, das zum Theil freilich auf der sichern Methode in der Zusammenstellung der Thatfachen beruht, zum Theil aber auch etwas Angebornes ist, was über alle Methode hinausgeht. Dieses Talent entfaltet sich am glänzendsten in den Charakteristiken von Personen und Zuständen, von denen wir gern eine größere Probe mittheilen würden, wenn nicht das Maß unsrer Zeitschrift schon ohnehin überschritten wäre. Den Leser machen wir namentlich auf die Charakteristiken von Pyrrhus, Seite 254, Scipio Africanus, Seite 451 und 570 und Philipp von Macedonien, Seite 511 aufmerksam. An sie schließen sich zunächst Hannibal, Perseus und Antiochus. Es ist in diesen Darstellungen ein feiner psychologischer Blick, eine Einsicht in die menschliche Natur im allgemeinen und eine Vielseitigkeit in der Auffassung charakteristischer Momente, daß man jede dieser Schilderungen als ein kleines Meisterstück betrachten kann. Gern hätten wir gesehen, daß uns der Verfasser neben Scipio auch das Bild einer von den altrömischen Notabilitäten aufgestellt hätte, ungefähr in der Weise, wie es Schloffer mit Cato gethan. Am meisten hätte sich dazu der alte Appianus Claudius geeignet, der im Kriege mit Pyrrhus als blinder Greis die Verwerfung der Friedensanträge durchsetzte und für den Herr Mommsen eine besondere Vorliebe zeigt. Zerstreuten Bemerkungen über ihn begegnen wir in allen Theilen des Buchs; eine Zu-

sammenstellung und Erweiterung derselben hätte ein schönes Bild der frühern Culturperiode gegeben. — Nicht minder glänzend sind die vergleichenden Schilderungen der verschiedenen Völkerschaften. Auf die Parallele der Römer mit den Griechen haben wir schon hingewiesen. Noch viel bedeutender erscheint uns die Vergleichung mit den Puniern. In der Auffassung des griechischen Wesens entwickelt der Verfasser zu viel persönliche Antipathie. Zwar hat er in allem Einzelnen Recht, aber man merkt ihm zu sehr das Behagen an, mit dem er jede erdenkliche Gelegenheit benutzt, irgend eine neue Schwächlichkeit dieses Volks ans Licht zu stellen. Eine Reaction gegen die Einseitigkeit der frühern deutschen Bildung ist in diesem lebhaften Widerwillen nicht zu verkennen, und der Geschichtschreiber hätte wol eine Form finden können, nicht das Urtheil selbst, aber die Stimmung desselben zu mäßigen. In einzelnen Fällen erscheinen durch diesen Gegensatz die Römer in einem gar zu hellen Licht, so namentlich in der Umgestaltung Griechenlands durch Flamininus, wo man es grade der leidenschaftlichen Polemik gegen alle Andersmeinenden anmerkt, daß der Verfasser seiner Sache nicht ganz sicher ist. Mit vollem Recht hat er der Gefühlspolitik des Flamininus, soweit er sie der traditionellen Staatsflugheit Roms entgegenstellt, das Kokette und Komödienhafte angemerkt; er hätte das aber auch auf die andere Seite ausdehnen sollen, da Flamininus mit den Griechen ebenso kokettirte, als mit seinen Landsleuten. In dem Hellenismus des Flamininus lag kein sittlicher Inhalt; er war die Gnade eines vornehmen Herrn gegen einen an sich unberechtigten Gegenstand. — Die Natur der punischen Herrschaft und der aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Königreiche ist auf eine ebenso geistvolle als erschöpfende Weise analysirt. Man lernt hier oft aus einzelnen Seiten mehr, als aus langen Compendien. — Wir wenden uns nun zu der Entwicklung des römischen Staatslebens, wenn wir auch nur die Hauptpunkte ganz kurz berühren können.

Der Grundgedanke, von dem die ganze Geschichte ausgeht, ist dieser, daß Rom keineswegs als ein fremdes Element in Italien auftrat, es sich äußerlich unterwarf und ihm seinen Charakter ausprägte, sondern daß Rom der concentrirte Ausdruck des italischen Stammes ist, welcher durch seine Natur eine Verfassungs- und Machtentwicklung provocirte, wie sie in Rom, seiner bedeutendsten Stadt, ihm geleistet wurde. In diesem Princip ist Herr Mommsen viel consequenter als Niebuhr selbst, in dessen Darstellung die Römer doch immer als eine Art Mischvolk erscheinen.

Auf die Urgeschichte Italiens geht der Verfasser nur mit wenigen Worten ein. Er stellt dem eigentlich italischen Stamm, der in die beiden Hauptabtheilungen der Latiner und Sabeller zerfällt, die beiden fremden Völker, die Dapyger und Etrusker gegenüber, deren Beziehung zu der indo-germanischen

Sprachfamilie aus den wenigen vorhandenen Sprachdenkmälern nicht nachzuweisen und sehr unwahrscheinlich ist. Er begnügt sich, hier die Grenze unsres Wissens festzustellen und die Vermuthung unsrer mystischen Philologen zurückzuweisen, daß die Etrusker einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung Roms gehabt, da sie doch in allen höheren geistigen Anlagen und Leistungen weit hinter den Italikern zurückstanden. Die Charakteristik der abergläubigen Etrusker ist mit vielem Humor angelegt, und wirkt um so erfreulicher auf uns, je größeren Widerwillen uns die früheren Versuche eingelöst haben, in diesem trüben Volk, wie in dem verwandten der Aegypter eine höhere Weisheit zu verehren. — Die Italiker erscheinen als die nächsten Verwandten der Griechen. Herr Mommsen sucht aus der Sprachvergleichung mit Hinzuziehung des Sanskrit nachzuweisen, welche Bildungsstufe das Gesamtvolk erreicht haben mußte, als es sich trennte. So kurz diese Abhandlung ist, so feine und geistvolle Forschungen sind in ihr enthalten. — Bei dem Uebergang auf die eigentliche römische Geschichte wird der gewöhnliche Leser nicht wenig überrascht werden, daß von der bekannten Tradition gar nichts übriggeblieben ist. Mit einer Entschiedenheit, die etwas Bezauberndes hat und die energisch auf den Kern der Sache eingeht, läßt Herr Mommsen alle die liebenswürdigen Geschichten von Romulus, Servius Tullius u. s. w. fallen, weil in ihnen selbst die alten Sagen rhetorisch so entstellt sind, daß man die historischen Momente nicht mehr unterscheiden kann. Statt dessen zieht er die Natur der Sache zu Rath und kommt dabei zu Schlussfolgerungen, die unsre gewöhnlichen Voraussetzungen völlig über den Haufen werfen. Rom ist nach ihm von dem lateinischen Stamm angelegt, um ein Emporium für den Getreidehandel und ein Grenzcastell gegen die Etrusker zu bilden. Die Gründe, die er anführt, liegen theils in der Wahl des Ortes, theils in der alten Gesetzgebung, welche die persönliche Schuldhast in einer Weise detaillirt hatte, wie sie nur in einem Handelsstaat vorkam, theils in der frühen Ausbildung des Münzwesens und in den Handelsverträgen mit dem Ausland. Die Sache soll aber nicht so aufgefaßt werden, als ob Rom ein Handelsstaat in der Weise Karthagos und Venedigs gewesen sei. Es war nicht ein Stand der Kaufleute, sondern die Grundbesitzer selbst, die den Handel mit ihren Producten trieben. — So neu und überraschend diese Auffassung ist, so überzeugend scheint sie uns begründet zu sein. — Weiter wird hervorgehoben, wie die Erweiterung des römischen Staats durch Aufnahme der Vollbürger anderer Städte und durch Ackerbaucolonisirung — beides den griechischen Symmachien vollständig entgegengesetzt — geeignet war, jene festgefittete, von einem nationalen Inhalt getragene Eidgenossenschaft ins Leben zu rufen, an deren fester Haltung selbst die großen Entwürfe eines Pyrrhus und Hannibal scheitern mußten. — Das alte Geschlechterregiment der Vollbürger ist in kurzen scharfen Zügen aus der Natur der sittlichen Grundlagen entwickelt, denen die

Halbbürger, insofern sie von einzelnen Geschlechtern abhängig waren, als Klienten, insofern man sie als Masse auffasste, als Plebs gegenüberstanden. Den Unterschied, den Niebuhr zwischen beiden zu finden geglaubt, hat Herr Mommsen mit Recht wieder beiseitegelegt. — Den Schluß dieser Entwicklung bildet die dem Servius Tullius zugeschriebene Verfassungsreform, deren ursprünglich rein militärische Bedeutung Herr Mommsen sehr scharfsinnig auseinandersetzt, und deren Zeitbestimmung er durch die Periode der Umwallungen der Stadt festzustellen sucht; sodann die Modificirung der Königsgewalt durch die Collegialität und die Aufhebung der Lebenslänglichkeit.

Haben wir in dieser Periode den Forschungen des Verfassers mit aller Ueberzeugung folgen können, so müssen wir offen gestehen, daß in der nächstfolgenden Periode, die bis zum Sturz der Decemviren reicht, der Verfasser nicht so genau wie gewöhnlich das Wissen von den Vermuthungen gesondert zu haben scheint. Er weicht in der Auffassung der Verfassungskämpfe von der bisherigen Annahme wesentlich ab, und wenigstens für uns sind seine Gründe nicht völlig überzeugend gewesen. Bisher sah man in ihnen den Streit zwischen Patriciern und Plebejern; Herr Mommsen aber nimmt an, daß zwischen den reichen Plebejern und den Geschlechtern unmittelbar nach Aufhebung des Königthums eine Ausgleichung in der Art stattgefunden habe, daß den ersteren die größere Hälfte der Senatsstellen sowie die Offizierstellen übergeben wurden, und daß daher die von den Tribunen geleitete Bewegung sich gegen die gesammte Senatspartei, Plebejer wie Patricier, gerichtet habe. Da Herr Mommsen sonst auf die Tradition nicht viel gibt, so scheint uns die Verallgemeinerung eines einzelnen Factums, der Conscriptio neuer Senatoren, außerhalb der Geschlechter, zu einer dauernden Regel um so gewagter zu sein, da in weit späterer Zeit, als den Tribunen der Senat geöffnet wurde, diese Begünstigung unter höchst beschimpfenden Formen stattfand. Nun wurden die Tribunen aus den Angeesehensten der Plebejer durch die aristokratischen Curien gewählt, an Amtsgewalt standen sie den Consuln fast gleich, ihre Person war heilig, und so ist für eine so Herabsetzende Behandlung durchaus kein Grund abzusehen, wenn man nicht annimmt, der Eintritt von Plebejern in den Senat sei damals als etwas Unerhörtes betrachtet worden. Die Annahme Niebuhrs, daß die Conscriptio aus den neuen Geschlechtern stattgefunden habe, und daß die Curien neben den Centuriatcomitien staatsrechtliche Functionen ausgeübt hätten, unterliegt zwar auch vielen Bedenken, aber die Annahme Mommsens, daß für die wichtigeren Berathungen des Senats der patricische Theil desselben abgesondert zusammentrat, scheint uns noch mehr gegen alle Analogie. Es bleibt hier wol noch vieles näher zu erörtern. Auch die Art und Weise, wie Herr Mommsen die bekannte Secessio darstellt, daß nämlich der plebejische Theil des Heeres in geschlossenen Reihen unter seinen Offizieren ausgezogen sei, erscheint zwar um vieles anschaulicher,

als die gewöhnliche, ganz unbestimmte Vorstellung, aber sie setzt eine viel größere Zahl plebejischer Offiziere voraus, als man nach der Lage der Dinge annehmen kann. — Sehr schön ist dagegen auseinandergesetzt, wie die tribunische Gewalt ein schreiender Widerspruch gegen alle übrigen Staatseinrichtungen war und wie die Decemviralverfassung vorzugsweise aus dem Wunsch, diese Ausnahmegewalt durch geschriebene Gesetze zu ersetzen, hervorging.

Die Verfassungskämpfe nach dem Sturze der Decemviren sind in der gewöhnlichen Art, aber viel schärfer und anschaulicher dargestellt. Namentlich ist hervorgehoben, wie durch die allmähliche Erweiterung des Staats der Sinn der Verfassung ein ganz anderer wurde; wie in einer Zeit, wo theoretisch die Souveränität der Volksversammlungen auf die Spitze gestellt war, diese praktisch ganz ohne Bedeutung waren und im wesentlichen die Rolle des englischen Souveräns spielten, während die wirkliche Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich in den Händen des Senats lag, der seine Aufgabe auf die würdigste Weise ausführte. Ferner ist schon während dieser Periode in der Darstellung der Feldwirthschaft und der Colonisation das mißbräuchliche System der Occupation von Staatsdomänen nachgewiesen, mit welchem die gewöhnlichen Geschichtschreiber den Leser erst überraschen, wenn die Krisis bereits eintritt.

Der Raum verbietet uns, auf die Geschichte der Kriege näher einzugehen. Meisterhaft erscheint uns namentlich die Behandlung der punischen Kriege. Es ist noch keinem Schriftsteller gelungen, in den verschiedenen Unternehmungen des punischen Feldherrn jenen innern Zusammenhang und jene Consequenz nachzuweisen, wie es hier geschehen ist. Der Verfasser vernachlässigt niemals über der militärischen Auffassung die politische. Er zeigt, wie das militärische Genie nicht von der ebenbürtigen Kraft, sondern von der Festigkeit der politischen Institutionen bestegt wurde.

Als natürliche Aufgabe Roms, des Vororts der Italiker, betrachtet er die Vereinigung zu einem Gesamtstaat, die Unterwerfung der Griechen in Unteritalien und der Gallier in Oberitalien mit eingerechnet. Zu dieser Aufgabe war die republikanische Verfassung Roms, seine Landwehr und seine Bürgeroffiziere vollkommen ausreichend. Mit dem ersten punischen Kriege aber wurde diese Aufgabe eine andere. Die bisherige bewundernswürdige Consequenz in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gab momentan einer schwankenden Rathlosigkeit Raum und es zeigte sich bald, daß die Nothwendigkeit der Verhältnisse den gesetzlichen Formen über den Kopf wuchs. Die im Auslande zu führenden Kriege, das Seewesen und die Verwaltung der Provinzen erforderten eine ganz andere Ausbildung der Finanz-, Kriegs- und Verwaltungswissenschaft, als es in den bisherigen beschränkten Verhältnissen möglich gewesen war. Die Ungleichheit in den Vermögensverhältnissen be-

gründete auch eine Ungleichheit des Rechts, und die gleichzeitig eindringende griechische Bildung verwirrte vollends die angestammten sittlichen Begriffe. Daher lag in der gewaltigen Erweiterung des römischen Reichs zugleich der Keim des innern Verfalls; und das fühlte die altrömische Partei sehr wohl. Ganz im Gegentheil gegen die bisherige Voraussetzung, daß Rom aus unerfättlichem Ehrgeiz immer neue Kriege hervorgerufen, daß die Idee, die Welt zu unterwerfen, schon in den Anfängen seines Staatslebens begründet gewesen sei, stellt sich vielmehr mit unabweislicher Evidenz heraus, daß die Römer die Eroberungen außerhalb Italiens solange vermieden, als es irgend möglich war und daß nur der Drang der Nothwendigkeit sie in immer neue Verwickelungen trieb, grade wie die Engländer in Ostindien. —

Wir können von diesem Werke, dessen Bedeutung wir nur angestreift haben, nicht scheiden, ohne unsre Freude darüber auszusprechen, daß sich in unsrer Literatur doch immer noch Erscheinungen vorfinden, aus denen sich die ungeschwächte Kraft des deutschen Geistes, seiner Productivität und seines gesunden Menschenverstandes ergibt. Wir gehen um so lieber auf die Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur ein, da das, was sich in den letzten Jahren Poesie oder auch Philosophie nennt, nicht grade geeignet ist, uns über unsre Zukunft tröstliche Versicherungen zu geben. —

Geschichte Roms. In drei Bänden. Vom Director Carl Peter. Halle, Waisenhaus. 1. Bd. Bis zu den Gracchen. 2. Bd. Bis zur Schlacht bei Actium. —

Nur mit Widerstreben haben wir uns dazu bestimmt, dieses Buch neben dem vorhergehenden anzuzeigen; denn die Zusammenstellung mit einer glänzenden Leistung thut einer guten Eintrag. Allein die Gleichartigkeit des Stoffes und die Gleichzeitigkeit des Erscheinens bedingte doch die gemeinschaftliche Betrachtung. Wir haben den ersten Band der römischen Geschichte bereits früher besprochen; wir begnügen uns hier damit, diejenige Seite hervorzuheben, die diesem Werke eine Berechtigung neben dem vorhergehenden verschafft, insofern es eine Ergänzung desselben bildet. Obgleich Mommsens Schreibart so lebhaft, und die Gedanken, die er anwendet, so allgemein gültig sind, daß seine Schrift auch diejenigen fesseln wird, die sich früher mit der römischen Geschichte nicht mehr beschäftigt haben, als auf den Schulen zu geschehen pflegt, so wird sein wahrer Gehalt doch nur von denjenigen erkannt werden, die sich wenigstens ungefähr mit den früheren Forschungen bekannt gemacht haben. Seine Geschichte ist die Anbahnung einer neuen Phase der Wissenschaft, das Werk des Herrn Peter kann man gewissermaßen als Abschluß des bisherigen Standpunktes betrachten. Er erzählt die römische Geschichte in der bisherigen Weise nach der früher beliebten chronologischen Ordnung, nur daß er jedesmal darauf

aufmerksam macht, was der Tradition und was der beglaubigten Geschichte angehört, und außerdem stellt er in besonderen Capiteln die periodischen Fortschritte der politischen und moralischen Cultur auf eine verständige Weise zusammen. Da man nun die Traditionen, auch wenn sie keine historische Geltung mehr haben, dennoch wissen muß, und da Herr Peter für eine äußerst bequeme, faßliche und übersichtliche Zusammenstellung gesorgt hat, so bleibt seinem Werk der volle Werth für diejenigen, die sich zunächst über den Thatbestand orientiren wollen, ehe sie sich auf Untersuchungen und Urtheil einlassen. — Was den zweiten Band betrifft, der das Zeitalter der Bürgerkriege behandelt, so war hier die Aufgabe durch das Werk Drumanns sehr bedeutend erleichtert. Was durch gewissenhafte Untersuchung über den Thatbestand namentlich in Einzelheiten geleistet werden konnte, ist durch Drumann geschehen und es blieb für den neueren Bearbeiter nur übrig, die unnatürliche, unkünstlerische und ungenießbare Form desselben wieder auf die natürliche Form der Geschichtschreibung zurückzuführen. Dies ist durch Herrn Peter auf eine befriedigende Weise geschehen und das Buch erfüllt den doppelten Zweck, als Ganzes eine gefällige und belebende Lectüre, und für die Einzelheiten ein sehr bequemes und brauchbares Handbuch zum Nachschlagen zu gewähren; abgesehen davon, daß es immer ein Vortheil ist, ein Jahr früher auf dem Kampfplatz zu erscheinen. —

Gustav Adolph und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630 — 1632, nach handschriftlichen Quellen des königl. sächs. Hauptstaatsarchivs dargestellt von Carl Gustav Helbig, Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden. Leipzig, Arnoldsche Buchhandlung. —

Ein ehrenwerther Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Das kleine Werk geht von dem Auftreten Gustav Adolphs in Deutschland bis zu seinem Tode und stellt nach Memoiren und bis jetzt wenig benutzten Documenten der k. sächsischen Archive die Beziehungen des Schwedenkönigs zu den protestantischen Höfen von Sachsen und Brandenburg sowie die Verhandlungen dieser beiden deutschen Höfe untereinander in ganz vortrefflicher Weise, einfach, bescheiden und actenmäßig dar. Mittelpunkt der Darstellung ist neben der Person des Schwedenkönigs der Boitzenburger Arnim, welcher als brandenburgischer Unterthan und sächsischer Feldherr die Verbindung der beiden kurfürstlichen Höfe eifrig betrieb und als deutscher Patriot gegen die Kaiserlichen wie gegen die Schweden die Interessen der Unionsstaaten zu vertreten suchte. Er erscheint in dem vorliegenden Buch als ein besserer und tüchtigerer Mann, wie er bis jetzt in unsren Geschichtswerken dargestellt ist. Sein Unglück war, daß die Fürsten, mit welchen er eine selbstständige Politik durchsetzen wollte, in hohem Grade unfähig waren. Dadurch wurde jeder Erfolg vereitelt, die Summa seiner Arbeit gering, seine Thätigkeit ein hoffnungsloser Kampf mit Halbheit

und erbärmlicher Schwäche. Das ganze Buch fordert, ohne daß der Verfasser so etwas irgendwie beabsichtigt hat, zu Vergleichen mit unsrer Gegenwart auf. Grade die actenmäßige Darstellung, der zuweilen wörtliche Abdruck von Briefstellen und damals verzeichneten charakteristischen Aeußerungen sowie von einer Anzahl Documente macht das Werk vorzugsweise belehrend. Auch für die Sitten- und Culturgeschichte der damaligen Zeit enthält dasselbe schätzenswerthe Mittheilungen.

Die Seele Gustav Adolphs wird uns aus dem kleinen Werk verständlicher, als aus vielem, was bis jetzt über ihn geschrieben ist, am meisten hilft dazu eine treu aufgezeichnete Unterredung desselben mit einem brandenburgischen Bevollmächtigten. Dies Memorial ist nicht weniger bedeutend, als die vor kurzem publicirten Berichte Seymours über den größten, jetzt lebenden Eroberer. Das Bild selbst, welches wir dadurch von Gustav Adolph bekommen, ist ein anderes, als Freund und Feind von ihm gezeichnet haben. Die frische, bewusste Kraft, die markige, kurze Art des Königs, welche für die damalige Zeit auffallend und imponirend gewesen ist, und vor allem die innere Heiterkeit und humoristische Freiheit, mit welcher er in die deutschen Verhältnisse sah, das macht den staatsklugen Fürsten auch da, wo der Deutsche seine letzten Zwecke als bedenklich betrachten muß, durchweg erquicklich. Dagegen ist das Bild, welches wir von den deutschen Fürsten bekommen, denen damals die Verpflichtung obgelegen hätte, die Freiheit unsres Vaterlandes zu vertreten, ein sehr trauriges. Wenn der damalige Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, obgleich schwach, doch den besten Willen hatte, irgendetwas zu thun, zeigt sich der Kurfürst Johann Georg von Sachsen als ein wahrhaft trostloser Charakter. Diese Mischung von unpraktischer Gelehrsamkeit und entschiedener Unfähigkeit, irgendeinen Entschluß zu fassen, diese abgeschmackten Versuche, die lodernden Gegensätze durch Phrasen unschädlich zu machen, sein Kriechen vor dem Kaiser, das unermüdlche Abschicken von außerordentlichen Gesandtschaften, welche in der Regel schnöde und mit Verachtung behandelt wurden, diese Passivität, durch die er in den entscheidenden Augenblicken seine Bundesgenossen zur Verzweiflung bringt, Magdeburg und die deutsche Sache in die Hände der Feinde und Fremder liefert, diese unerquickliche Frömmigkeit eines energielosen Schwächlings, das alles zusammengehalten macht einen sehr trüben, peinlichen Eindruck noch nach zwei Jahrhunderten. Wie muß ein solcher Fürst erst der Generation erscheinen, deren Schicksal ist, ihn zu ertragen.

Zur Charakteristik Gustav Adolphs folgt hier noch ein Theil der oben erwähnten Unterhaltung mit dem Bevollmächtigten von Brandenburg, welcher nach der Landung des Königs auf Insel Usedom in Folge der Einnahme von Stettin abgeschickt war, um den König zu einem Waffenstillstand mit den Kaiserlichen zu bringen. Der König lächelte über diesen Antrag, welcher von einem

Hofe herkam, der die Kaiserlichen sehr fürchtete, und jetzt auch ihn zu fürchten anfing, und fuhr dann nach der sorgfältigen Aufzeichnung dieser Unterredung durch den Bevollmächtigten (das Original befindet sich ebenfalls im königl. sächsischen Archiv zu Dresden), wörtlich so fort:

„Ich hätte mich wohl einer andern Legation von Seiner Liebden versehen, nämlich, — — daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und sich mit mir zu ihrer eignen Wohlfahrt conjungiren werde, nicht aber, daß Seine Liebden so schlecht sein sollte, und sich dieser Gelegenheit, so Gott sonderlich geschickt hat, nicht gebrauchen, ja die helle und klare Intention derer, so Ihr Feind sind, nicht verstehen wollen, den Praetext von der Wahrheit nicht unterscheiden, — und daß Seine Liebden sich vorm Kriege so sehr entsetzen sollte, daß sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen liesse. — — Meinert Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln ein anderes erlangen werde? Um Gottes Willen bedenke Sie sich doch ein wenig und fasse einmal *mascula consilia*, Sie sehe an, wie wunderbarlich Gott diesen frommen Herrn, den Herzog in Pommern, (welcher auch so unschuldigerweise, indem er gar nichts verwirkt, sondern nur sein Bierchen in Ruhe getrunken, so jämmerlich um das Seine ist gebracht worden) *fato quodam necessario* — denn er wohl gewußt — erreicht hat, daß er sich mit mir verglichen. Was derselbe *fato* gethan, das mag Seine Liebden *deliberato consilio* thun. — Ich kann nicht wieder zurück, *jacta est alea, transivimus Rubiconem*. Ich suche in diesem Werke nicht das Meine, ganz keinen Gewinn, als *securitatem mei regni*, sonst habe ich nichts davon, als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr Leibes und Lebens. Man hat mir Ursache genug dazu gegeben, indem man erst in Preußen Hilfe meinen Feinden zu zweien Malen geschickt und mich herauszuschlagen gesucht, hernach der Ostporten sich bemächtigen wollen, woraus ich wohl verstehen können, was man mit mir im Sinne hatte. Eben dergleichen Ursachen hat Seine Liebden der Kurfürst auch und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und etwas von guten Tagen sich abzubrecken, damit Seine Liebden nicht länger ein Statthalter des Kaisers, ja dessen Dieners in ihrem eignen Lande sein möge: *qui se fait brebis, le loup le mange*. — — Was wollt Ihr sonst machen. Denn das sage ich Euch klar voraus. Ich will von keiner Neutralität nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an ihre Grenze komme, so muß sie kalt oder warm sich erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, so muß Sie fürwahr mit mir fechten, *tertium non dabitur*, des seid gewiß. — — Wenn mit S. Liebden zu tractiren wäre, so wollte ich sehen, wie ich selber an Sie kommen möchte. Aber so, wie Sie sich anstellet, ist nichts zu thun. S. Liebden traüet weder Gotte noch Ihren treuen Freunden, darüber ist es Ihr so gegangen in Preußen und in diesen Landen. Ich bin

S. Liebden Diener und liebe Sie von Herzen; mein Schwert soll zu Ihren Diensten sein, das soll Sie bei Ihrer Hoheit, Landen und Leuten erhalten. Aber Sie muß auch dazu das Ihrige thun. S. Liebden hat ein großes Interesse an diesem Herzogthum Pommern, dasselbe will ich defendieren Ihr zu gute, aber mit der Condition, wie in dem Buche Ruth dem nächsten Erben das Land anpräsentiret wird, daß er nämlich die Ruth sollte zum Weibe nehmen. Denn also muß auch S. Liebden diese Ruth annehmen, das ist in dieser gerechten Sache sich conjungiren, will Sie anders das Land erben. Wo nicht, so sage ich auch klar aus, daß Sie es nimmer bekommen soll.“

Und als der kurfürstl. brandenburgische Bevollmächtigte von Willmerstorff darauf bemerkte, daß der Kurfürst von Brandenburg ihm gar keine Vollmacht gegeben habe, über ein Bündniß mit dem König von Schweden zu reden, und wie er seinerseits bezweifle, daß der Kurfürst sich dazu verstehen könne, salvo honore et fide sua, da interloquirte die Majestät von Schweden stracks: „Ja, man wird Euch bald honoriren, daß Ihr um Land und Leute kommen werdet. Die Kaiserlichen werden Euch wohl fidem halten, wie sie solange die Capitulation gehalten haben. — Seine Liebden sollten so thun, wie ich thue und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in 14 Tagen auf keinem Bette gelegen. Möchte der Mühe auch wol überhoben sein, und bei meiner Gemahlin zu Hause sitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte.“ —

England und die anglo-sächsische Staatenbildung in Amerika, Westindien und Australien vom Ursprung bis auf die Gegenwart. Historische Darlegung von Dr. Albert Heising, Mitglied des Verwaltungsrathes des Centralvereins für die deutsche Auswanderungs- und Colonisationsangelegenheit 2c. 2c. Berlin, Sacco. —

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Auswanderungen vom Standpunkte der Cultur zu beleuchten, die allgemeinen Regeln daraus herzuleiten, welche Erfahrung und ausgebildete Theorie über die Zweckmäßigkeit der Betreibung an die Hand gegeben haben und Ausichten für die Zukunft aufzustellen. Von unmittelbar eingreifendem Interesse sind vorzugsweise zwei Fragen, die er gegen das Ende seines Buches behandelt; nämlich über die Zweckmäßigkeit der Verbrechercolonien und über den Fortbesitz der Niederlassungen von Seiten des Mutterlandes, namentlich in Beziehung auf die englischen Colonien. In Beziehung auf die erste Frage kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß Theorie und Praxis einander widersprechen; alles was man aus vernünftigen Gründen zusammenstellen kann, spricht gegen derartige Anlagen, und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß daraus häufig sehr günstige Resultate sowol für die Colonien selbst, als für die Deportirten hervorgegangen sind. Gegenwärtig, wo sich England gegen seine Colonien so gestellt hat,

daß es das Recht derselben, sich die Einführung von Verbrechern zu verbitten, anerkennt, dürfte die richtige Lösung der Frage wenigstens praktisch angebahnt sein. Sehr interessant und umfassend sind die Gründe, welche der Verfasser für und wider die Emancipation der Colonien aufstellt. Wenn es einerseits ziemlich ausgemacht ist, daß England durch die Fortdauer seiner Herrschaft über die Colonien keinen oder doch nur einen sehr geringen unmittelbaren Gewinn zieht, so läßt sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß in vielen Fällen, namentlich bei gemischter Bevölkerung, die Colonien den Schutz des Mutterlandes nicht entbehren können. Da nun diesem Bedürfnisse ein sehr natürlicher Ehrgeiz entgegenkommt, einmal Errungenes nicht wieder aufzugeben, so läßt sich wol annehmen, daß wenigstens für die nächste Zeit an eine Veränderung des Systems noch nicht zu denken ist. — Man wird schon aus diesen Andeutungen gesehen haben, daß dem Verfasser weniger darauf ankommt, für alle Fragen ein fertiges und geschlossenes Urtheil an die Hand zu geben, als vielmehr alle Materialien zusammenzustellen, aus denen man sich ein selbstständiges Urtheil bilden kann und diesen Zweck hat er im hohen Grade erreicht. Seine Stellung ist eine günstige, um sich nach allen Seiten hin die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen und sein Urtheil das eines besonnenen Mannes, der zuviel in der Welt gesehen hat, um sich vorschnell zu entscheiden. —

Aus dem Hauptquartiere und Feldleben des Vater Radezky. Scenen und Erzählungen aus den Feldzügen der k. k. österreichischen Armee in Italien in den Jahren 1848 und 1849. Von Dr. Schneidawind. Stuttgart, Hallberger. —

Der Verfasser hat alles zusammengestellt, was in verschiedenen Schriften von Charakterzügen aus dem Leben des großen österreichischen Feldherrn vorhanden ist. Radezky gehört mit Recht zu den gefeiertsten Namen des gegenwärtigen Soldatenstandes und dem Publicum kann daher eine solche Zusammenstellung, die mehr auf Vollständigkeit als auf kritische Sichtung Anspruch macht, nur willkommen sein. Nach unsrem Geschmack würde die Darstellung eines bedeutenden Mannes besser ausgefallen sein, wenn sie einfacher wäre, wenn sich die Bewunderung mehr in den Thatfachen als in den rhetorischen Einschübelungen ausdrücke; allein dem Publicum, für welches das Buch vorzugsweise bestimmt ist, wird vielleicht grade diese Art der Haltung besser gefallen. Nur die Ausfälle auf den politischen Gegner des Feldherrn hätten wegbleiben sollen; denn ein tüchtiger Soldat ehrt sich am besten, wenn er seinen Gegner ehrt.